

1. Historischer Überblick

Während in der DDR bereits in den fünfziger Jahren mit der Einrichtung sogenannter »Nationaler Mahn- und Gedenkstätten« an den Orten der Konzentrationslager Buchenwald (1958), Ravensbrück (1959) und Sachsenhausen (1961) begonnen wurde, hat es in der Bundesrepublik mit Ausnahme der seit 1965 bestehenden KZ-Gedenkstätte Dachau bis zu Beginn der achtziger Jahre keine einzige irgendwie vergleichbare Einrichtung gegeben.

Diese Diskrepanz steht in Zusammenhang mit der Aufgabe der Staatslegitimierung, die von der Errichtung derartiger Dokumentationsstätten erwartet bzw. gerade nicht erwartet wurde. In der DDR galt es seit der Bildung des »Kuratoriums für den Aufbau nationaler Gedenkstätten in Buchenwald, Sachsenhausen und Ravensbrück« im April 1955¹ als eine wichtige Aufgabe, historische Kontinuitäten aufzuzeigen: einerseits zwischen dem antifaschistischen, vor allem dem kommunistischen Widerstand von 1933 bis 1945 und der Staatsführung der DDR, andererseits zwischen den Herrschaftsstrukturen im NS und denen der Bundesrepublik. Diese Aufgabenstellung wurde im »Statut der Nationalen Mahn- und Gedenkstätten« vom 28. Juni 1961 ausgeführt und festgeschrieben. Die DDR sollte als das »andere Deutschland« dargestellt werden. Mit den Aspekten des Widerstandes der Arbeiterklasse unter Führung der KPD und der Befreiung durch die Sowjetarmee wurden Identifikationsmöglichkeiten zwischen Bürger und Staats- und Gesellschaftsordnung bereitgestellt.

Der zweifelhafte Sinn einer solchen rigiden Funktionalisierung von Geschichte angesichts eines nicht zu unterschätzenden Anteils rechtsradikaler Gruppen und Überzeugungen in der DDR von 1990 entläßt nicht vor der Verantwortung des »eigenen« Umgangs mit dem Geschehenen. So mutet es beispielsweise wie eine abstruse Paradoxie an, daß man 1965 in Dachau nach zwei Jahrzehnten des Verdrängens und Vergessens mit den schadhafte, überwucherten Baracken und Zäunen historische Zeugnisse abriß, um Rekonstruktionen zweier solcher Behausungen und neue Drahtverhaue und Gräben, das KZ sozusagen ein weiteres Mal, nämlich als Gedenkstätte zu errichten.

Fünfzehn lange Jahre blieb Dachau die einzige bedeutsame Gedenkstätte der Bundesrepublik – ein unzureichender Versuch, das Verdrängen der Geschichte zu kaschieren, eine Entlastungsstrategie, ebenso wie die Gedenkrituale zu bestimmten Anlässen wie dem Datum der Pogromnacht am 9. November 1938, dem »Ausbruch« des Zweiten Weltkrieges, dem 20. Juli 1944 und der Kapitulation am 8. bzw. 9. Mai 1945.

Erst 1980, mit der Eröffnung der Mahn- und Gedenkstätte der Alten Synagoge Essen, begann eine zweite Etappe in dem, was als »Aufarbeitung« des Nationalsozialismus und des Holocaust in der Bundesrepublik bezeichnet wird. Zuvor waren nach der Gründung der Dachauer Gedenkstätte seit Ende der sechziger Jahre weitere entstanden, z.B. die »Gedenk- und Bildungsstätte Stauffenbergstraße« in Berlin

(seit dem 20. Juli 1969). Mit Beginn der achtziger Jahre begann darüber hinaus eine Gründungswelle von Gedenkstätten, die über das reine Dokumentieren zu Konzeptionen aktiven Gedenkens vorstießen mit Aufrufen an die Bevölkerung, Ausstellungsstücke und Informationen bereitzustellen, mit Interviews von ZeitzeugInnen und EmigrantInnen, mit alternativen Stadtrundfahrten, mit Lehrer- und Schülerarbeitsgruppen usw. Initiativen gegen den gesellschaftlichen Konsens des Vergessens waren vorausgegangen, Protestaktionen Einzelner und engagierter Gruppen, so z.B. gegen die Nutzung der Essener Synagoge vor 1980 als »Haus Industrieform«, d.h. für Ausstellungen guten Designs bei Küchenmöbeln und ähnlichem.

Diese Gründungswelle setzte sich 1981 mit der Errichtung des Dokumentenhauses in Neuengamme fort, dem ehemaligen KZ, auf dessen Gelände heute sinnigerweise ein Gefängnis steht.

Seit 1982 gibt es die ständige Ausstellung »Wewelsburg 1933-1945: Kult- und Terrorstätte der SS« in diesem von Himmler ursprünglich als »Reichsführerschule – SS« geplanten »Mittelpunktes der Welt«. Aus demselben Jahr datiert die ebenfalls permanente Ausstellung »Erinnern an Breitenau 1933-1945« am Ort des ehemaligen KZs und Arbeitserziehungslagers, die von einer Projektgruppe an der Gesamthochschule Kassel erarbeitet wurde. Seit November 1983 erinnert in der heutigen psychiatrischen Klinik in Hadamar eine kleine Ausstellung an die dort stattgefundenen Euthanasieaktionen. Für die Emslandlager steht seit 1984 das »Dokumentations- und Informationszentrum Emslandlager« (DIZ) in Papenburg mit einer Ausstellung, die ein von der Universität Oldenburg initiiertes Aktionskomitee zusammenstellte. Auf dem Gelände des KZs Oberer Kuhberg bei Ulm konnte im Mai 1985 ein Dokumentationszentrum eröffnet werden, um das sich die Lagergemeinschaft ehemaliger Häftlinge seit 1970 bemühte. In Bergen-Belsen begann man 1986 mit der Erweiterung des Dokumentenhauses am Eingang zur Gedenkstätte unter der Trägerschaft der Landeszentrale für politische Bildung. 1987 folgten die Einrichtung einer Gedenkstätte in Düsseldorf und die »Topographie des Terrors« auf dem Prinz-Albrecht-Gelände in Berlin. Weitere Gedenkstätten, z.B. in der »Wannsee-Villa«, sind geplant.

Fragt man nach den Ursachen dieses Gedenkstätten->Booms«, so ist sicher der Generationenwechsel und das damit veränderte Geschichtsverständnis zu nennen, vor allem der Elan einer »Aufarbeitungsphase« in Zusammenhang mit Medienereignissen wie der Fernsehserie »Holocaust«, aber auch die Erkenntnis in die politische Nutzung des Gedenkstättenwesens, das – wenn auch zögerlich – aus dem Schattendasein am Rande des Kulturlebens heraustreten konnte. Allerdings ging und geht diese Umbewertung mit einer deutlichen Tendenz zur Musealisierung – z.T. sogar Sakralisierung – einher. So wurde in Essen in zweijähriger Bauzeit (1986-88) die ursprüngliche Innenarchitektur mit den Thora-Aufbauten, der Frauenempore, dem Kuppelbereich, den Fenstern usw. rekonstruiert, also *das* wiedererrichtet, was nach 1945 noch vorhanden war und erst Ende der fünfziger Jahre anlässlich der »Umwidmung« des Gebäudes zum »Haus Industrieform« im Auftrag der Stadt zerstört wurde. Zeitverzögert läßt sich an diesem Beispiel, dem größten erhaltenen Synagogengebäude Deutschlands, eine mit Dachau vergleichbare Entwicklungslinie beobachten, nämlich ein Umgang mit Geschichte, der sich von der ursprünglichen Verdrängung des Nationalsozialismus zu einer Verdrängung der Nachkriegszeit und der ersten Jahrzehnte der Bundesrepublik in ihrem Umgang mit der Vergangenheit weiterent-

wickelt hat. Ausstellungstexte, die auf die Verdrängungsphase nach 1945 aufmerksam machen sollen und gegen die Illusion argumentieren, mit der Rekonstruktion der sakralen Gebäudeteile sei die Vernichtung der Essener jüdischen Gemeinde mit damals 5000 Mitgliedern (heute 120) aus der Welt zu schaffen, wirken hilflos angesichts der neuen/alten Prächtigkeit des Gebäudes.

2. Gedenkstätten als institutionalisierte Paradoxien

Es sei die Frage erlaubt, ob es sinnvoll war und ist, mit großem Engagement für die Errichtung, Erhaltung und Erweiterung von Gedenkstätten zu kämpfen, wenn sie in ihre Wirkung die Bearbeitung und damit gewissermaßen auch die Erledigung eines historischen Tatbestandes zur Folge haben, der als rein historischer eben gerade nicht hinreichend erfaßbar ist. Ersetzen sie nicht notgedrungen die frühere Verdrängungsstrategie durch eine neue, indem sie das peinliche Schweigen durch einen immer detaillierteren Diskurs mit Texten, Photos, Dokumenten, Artefakten, Gebrauchsgegenständen ablösen?

Im Gegensatz zu Museen leben Gedenkstätten von der Magie des Ortes, von dem ›hier ist es geschehen‹. Sie stehen dabei unter einem zweifachen Bann: einerseits verdrängt die Gesellschaft das Gedenken an die Opfer des NS-Staates nicht mehr systematisch, aber sie delegiert es auf die Institution Gedenkstätte, um es zugleich aufzuarbeiten und abzuschließen; andererseits legitimiert sich die Gedenkstätte von der historischen Bedeutsamkeit der Vernichtung her, die an dem jeweiligen Ort stattfand. So kann folgende paradoxe Situation entstehen: Anlässlich der Errichtung einer Gedenkstätte für die verstreut liegenden Emslandlager in Papenburg, dem Sitz der Lagerverwaltung, machte der Vorsitzende des »Aktionskomitees Emslandlager«, Prof. Boldt, 1985 auf die ›ungünstige‹ Situation aufmerksam, daß Papenburg kein eigenes KZ besaß: »Der genius loci macht nicht betroffen, stimuliert nicht das Interesse.«² Eine solche Argumentation, die den Ort mit einem daran geknüpften Interesse verbindet, ist symptomatisch für nahezu alle Gedenkstätteninitiativen, so daß man nach den Ursachen und Auswirkungen einer solchen Faszination des Ortes fragen muß. Eine rationale Erklärung liegt darin, daß sich dieser Ort den damals Betroffenen, seien es nun ehemalige Häftlinge oder zur Emigration Gezwungene oder andere Zeitzeugen mit ihrem jeweiligen Schicksal, als Anlaufstelle und Forum anbietet; daß dieser Ort als Gedenkstätte und Dokumentationszentrum diese zumindest lokalhistorisch wichtigen Lebensgeschichten sammelt und vor dem Vergessen rettet; daß er als Vermittlungsstelle politischer Bildung die zusammengetragenen Informationen den Rezipienten in vielfältiger Form (Ausstellungen, Publikationen, Archiv, Bibliothek, Führungen, Vorträge, Lesungen usw.) zur Verfügung stellt. Überwiegend sind es Gruppen, die im Rahmen des Schulunterrichts, aber auch als Teil freier Jugendarbeit oder als Teilnehmer von Erwachsenengruppen, von Vereinen, Volkshochschulgruppen, der Bundeswehr usw. in die Gedenkstätte kommen. Die Faszination des Ortes ergreift auch sie; eine Faszination, die über das reine Rezipieren von Informationen hinausgeht.

Tatsächlich legt sich das, was die Gedenkstätte mitteilen soll und bewirken will, also das, was als ›Text‹ im weitesten Sinne oder als Übersetzungsversuch verstanden werden kann, wie eine dünne Schicht auf das Gefühl eigener Anwesenheit

an einem Ort des Schreckens und der Vernichtung. Oft genug versucht die Ausstellungsgestaltung dieses Gefühl zu intensivieren. So geht der Besucher des Dokumentenhauses von Neuengamme in der Eingangshalle an einem Stück des Originallagerzaunes vorbei, der elektrisch geladen war und vielen Häftlingen den Tod brachte. Dahinter befindet sich ein Großphoto der Häftlinge als Arbeitssklaven. In der zweiten Dauerausstellung der Essener Synagoge »Stationen jüdischen Lebens. Von der Emanzipation bis zur Gegenwart« durchbohrte ein SS-Dolch das Photo einer jüdischen Familie als »Illustration« zur Pogromnacht 1938. Ob der Diebstahl dieses Dolches von einem Neonazi oder von jemandem durchgeführt wurde, der es gut mit der Ausstellung meinte, blieb ungeklärt. Diese Beispiele sind allerdings noch harmlos, wenn man in Rechnung stellt, daß man sich in dem geplanten riesigen Holocaust Memorial Center in Washington, gewissermaßen der größten Gedenkstätte der Welt, die Leichenberge von Auschwitz als Plastikreproduktionen wird ansehen können.

Sollte es wirklich das Anliegen der Gedenkstättenarbeit sein, historische Zeugnisse als Exponate einer Inszenierung zu »Elementen persönlicher Erlebnisse, die der Betrachter *nacherleben* kann«³, werden zu lassen? Im Gegenteil: BesucherInnen einer Gedenkstätte haben mit der damaligen Lagersituation soviel zu tun wie BesucherInnen Hiroshimas mit den EinwohnerInnen am Tag des Atombombenabwurfs. Die gesamte Ausstellungsgestaltung und Gedenkstättenpädagogik sollte die Differenz zwischen dem Damaligen und dem Heutigen betonen, nicht aber die Fiktion einer Ähnlichkeit aufgrund der Ortsidentität evozieren. Es kann keinen besonderen Ort des Gedenkens geben. Vorstellbar sind Gedenkstätten auch neben den Hauptverwaltungen der IG Farben-Nachfolger, neben der Bundesbahndirektion als Reichsbahn-Nachfolgerin, neben den Finanzämtern, den Polizeirevieren, der Krupp'schen Villa Hügel usw. Es ist keineswegs zwingend, daß es sie gerade dort gibt, wo die Zerstörung und Vernichtung geschah, den Lagern, Kliniken, ausgebrannten Synagogen. Erklärbar wird dieses nicht zuletzt durch die Faszination des Schreckens und millionenfachen Todes, eine Faszination, die durch die Gedenkstätten unwillentlich fortgesetzt wird. Die These von der Nacherlebbarkeit zielt auf die Herstellung von Betroffenheit durch fiktive Identifikation mit den damaligen Opfern, ohne zu bemerken, daß dadurch untergründig zugleich ein Identifikationsangebot mit den Tätern entstehen kann. Allerdings ist zu befürchten, daß die Tendenz zu »Inszenierungen« mit wachsendem zeitlichen Abstand immer größer werden wird; daß sich die Gedenkstätten gewissermaßen selbst in Szene setzen könnten, um das Interesse an ihnen wachzuhalten.

3. *Alternative Zukunftsperspektiven?*

Es erscheint fast unmöglich, eine Lösung der den Gedenkstätten strukturell inhärenten Widersprüche zu finden. Sie sind an ihrem jeweiligen Ort problematisch, gäbe es sie dort aber nicht, wäre es ein noch größerer »Stein des Anstoßes«. ⁴ Unzureichend und problematisch ist auch ihre Tätigkeit, wenn sie sich auf das reine Dokumentieren und Sammeln von Fakten beschränken und sich damit unfreiwillig an die akribische Lagerverwaltung der NS-Zeit anschließen (was die Struktur der Tätigkeit betrifft), denn dadurch wird die Fiktion einer rationalen Erfäßbarkeit konstituiert. Noch problematischer ist das Herstellen von Betroffenheit mit der Fiktion einer

emotionalen Erfaßbarkeit auf der Ebene von Identifikationen. Jede dieser Aktivitäten bleibt also fragwürdig – eine aussichtslose Situation?

Es sind verschiedene Strategien zu nennen, von denen man sich einen Ausweg aus der Sackgasse erhofft. Bei der Gedenkstättenpädagogik im engeren Sinne sind es Projektangebote, wie z.B. das Gedenkbuchprojekt der Alten Synagoge in Essen. Hier gehen interessierte kleinere Gruppen oder Einzelpersonen mit Hilfe einer Mitarbeiterin der Gedenkstätte dem Schicksal eines verfolgten Menschen nach. Sie erhalten die verfügbaren Informationen und die Adressen von noch lebenden Angehörigen, um mit diesen korrespondieren zu können. Das Ergebnis ist ein Text, der als Gedenkblatt dem fortschreibbaren Gedenkbuch hinzugefügt wird und auch die persönliche Berührung der Autoren artikulieren kann, eine Betroffenheit, die hierbei aber nicht auf der Ebene der fiktiven Identifikation funktioniert, da der selbst gestaltete Diskurs von vorneherein eine Differenz konstituiert.

Neben solchen Projekten, zu denen auch Stadterkundungen, Schülersausstellungen, Gespräche mit ehemals in Essen ansässigen Juden im Schulunterricht zu zählen sind, werden vermehrt Kunstaussstellungen durchgeführt, von denen man sich neuen Zugang zur Gedenkstättenproblematik verspricht. In diesem Zusammenhang fand im November 1987 eine erste internationale Tagung von GedenkstättenmitarbeiterInnen in Auschwitz zum Thema ›Kunst und Gedenken‹ statt, deren Ergebnisse demnächst von der Aktion Sühnezeichen, dem Veranstalter, publiziert werden sollen. Im Mai 1989 schloß sich eine weitere Tagung, dieses Mal unter dem Titel ›Kunst und Holocaust‹, in der Evangelischen Akademie Loccum an. Gemeinsam war diesen Tagungen, einerseits das im etablierten Kunstbetrieb weitgehend verdrängte Thema der Häftlingskunst zur Sprache zu bringen, andererseits aber auch die Gedenkstätten als Institutionen zu artikulieren, die im Gesamtkontext des kulturellen Diskurses nicht an der Peripherie stehen bleiben und nicht einfach nur als moralische Anstalt und Plattform für Politiker an Gedenktagen dienen dürfen. Die Einbeziehung von Kunst in verschiedenster Weise, nämlich als Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen von Kunstaussstellungen in Gedenkstätten, als Frage nach dem Aufbau einer eigenen Kunstsammlung, nach der künstlerischen Ausgestaltung der Gedenkstätte und der Gestaltung von Denk- und Mahnmalen in ihrer Nähe usw.; diese Einbeziehung von Kunst scheint eine Art Lösungsstrategie der geschilderten Aporien – neben der Gedenkstättenpädagogik – darzustellen, weil durch das Medium ›Kunst‹ zugleich Verfremdungen und neue Formen der Nähe entstehen können.

Als Beispiel für das Gemeintete kann das Werk ›Exil‹ des Braunschweiger Bildhauers Denis Stuart Rose von 1982 dienen, das die Essener Synagoge kurz nach ihrer Wiedereröffnung im November 1988 zusammen mit 10 weiteren Arbeiten des Künstlers zeigte. Es handelt sich um ein Environment: Vor einer rostigen Wellblechwand befindet sich eine lebensgroße Figur, ein Mann in schwerem Mantel, mit Hut, Koffer und Spazierstock. Alles ist in schwarzer Farbe getränkt. Daneben steht ein nahezu identischer Mann, der die Wand schon erreicht hat, Koffer und Stock sind fast in ihr verschwunden. Wiederum links daneben sehen wir nur noch den Schattenriß der Figur als Brechungen im Wellblech, erinnernd an die Schatten der Atombombenopfer von Hiroshima. Gemeint sind also nicht verschiedene Figuren, sondern eine zeitliche Abfolge, unterstrichen durch das mittlere Stadium: Die schon fast an der Wand befindliche Figur in Schwarz wird von den Schultern abwärts mit einer rostähnlichen



Denis Stuart Rose, »Exil«. 1982. (Foto: Gina Höhm, Braunschweig)

Farbe »bekleckert«, als ob das Wellblech auf sie übergreift und von ihr Besitz nimmt. Der Künstler läßt keinen Blick durch das Wellblech zu, wohl aber auf die Vorderseite der Figuren, wenn der Betrachter, die Betrachterin nähertreten. Im ersten Stadium – bei der entfernteren Figur – ist das Gesicht mit schwarz getränkten Tüchern bandagiert, im zweiten – nahe der Wand – ist es ein wie von einer inneren Explosion aufplatzender Hohlkörper. Der Bewegungseindruck, den man bei der Betrachtung erhält, ergibt sich dabei nur aus der Figurenabfolge, nicht aus der starr bleibenden Körperhaltung. Die Figur wird als Objekt eines Geschehens mit ungewissem – hinter der geschlossenen Wand verborgenen – Ausgang gezeigt. Damit ist ein abstrakter Tatbestand wie der des Exils auf eine Weise veranschaulicht, die ohne sentimentale, fiktive Identifikation, ohne Elemente des Kitsches auskommt, die dennoch berührt, aber zugleich die Einschaltung der Reflexion ermöglicht und erfordert, also weiterdenken läßt.

Seit der Errichtung der Gedenkstätte standen vor allem Häftlingskunst und die Kunst verfolgter EmigrantInnen im Mittelpunkt der Kunstaussstellungen. Dieser Schwerpunkt ist zwar bis heute geblieben – die jüngste Ausstellung zeigte Originale aus der Kunstsammlung Auschwitz –, wurde aber erweitert durch Einbeziehen von GegenwartskünstlerInnen. Neben Denis Stuart Rose war kürzlich Frank Stellas Zyklus zu Had Gadya nach Illustrationen von El Lissitzky zu sehen. Dabei muß der thematische Bezug für die BesucherInnen immer erkennbar sein. Die Bedeutung von Kunst bleibt in diesem Zusammenhang auf die Herstellung einer zusätzlichen, wenn auch wichtigen Artikulationsebene beschränkt. Kunst kann begreifbar machen, was weder durch reine Dokumentation noch durch geschickte Inszenierung auf den Punkt zu bringen ist. Letztlich können alle Übersetzungen die Widersprüche nicht aufheben, die sich aus der Arbeit an einem Ort ergeben, an dem man sich nicht »einrichten« kann. Die berechnete Kritik an dem bloßen »Funktionieren« von Gedenkstätten hinsichtlich deren Aufgabe als Trägerinnen politischer Bildung sollte in Rechnung stellen, daß allein darin schon eine unverzichtbare Leistung liegt angesichts der Tatsache, daß mit dem endgültigen Ende der Nachkriegszeit und der Umdeutung des 9. Novembers sich eine Art Schlußstrich-Mentalität andeutet, die verheerend wäre. In Abwehr dieser Mentalität müssen die Irritationen aufrecht erhalten werden, die als Folge des NS-Staates bis heute wirken, nicht nur in den Gedenkstätten.

Anmerkungen

- 1 Das Kuratorium bestand mehrheitlich aus VertreterInnen der SED und FDJ unter Vorsitz von Otto Grotewohl.
- 2 E. Suhr, W. Boldt: Lager im Emsland 1933-1945. Oldenburg 1985, S. 69f.
- 3 W. Boldt: Bemerkungen zur didaktischen Besonderheit von Gedenkstättenarbeit. Gedenkstättenrundbrief 23/1987, S. 5.
- 4 Vgl. Kat. Steine des Anstoßes. Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg in Denkmälern 1945-1985. Hamburg, Museum für Hamburgische Geschichte 1985.

Literaturhinweise (Auswahl):

Gedenkstätten

Brebeck, Wulff/Genger, Angela u.a. (Hg.): Zur Arbeit in Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. (Schriftenreihe der Aktion Sühnezeichen), Berlin 1988
 Puvogel, Ulrike: Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung), Bonn 1987
Kunst aus Lagern und Ghettos
 Blatter, Janet/Milton, Sybil: Art of the Holocaust. London 1982
 Constanza, Mary S.: Bilder der Apokalypse.

München 1983
 Heubner, Christoph/Meyer, Alwin u.a.: Lebenszeichen – gesehen in Auschwitz. (Aktion Sühnezeichen), Berlin 1987
 Verband Bildender Künstler Württemberg (Hg.): Kunst zum Überleben – gezeichnet in Auschwitz. Ulm 1989
Denis Stuart Rose
 Denis Stuart Rose – Beinahe alltägliche Begebenheiten (Reihe ab-art), Marburg 1981
 Denis Stuart Rose – »Auf daß der Tod uns lebendig findet« (Grenzland), Braunschweig 1986